

Predigt zur Wallfahrt des Cartellverbandes nach Kevelaer, 8.5.2010

Die Planung dieser Wallfahrt begann schon vor mehr als einem Jahr. Damals konnten wir die gegenwärtige Kirchensituation kaum voraussehen: Wochenlange Schrecken und Scham über Sünde und Verbrechen in der katholischen Kirche und unter ihren geweihten Männern; Monate währendes mediales Tommelfeuer aus allen Rohren. Niemand von uns mag noch den Kopf erheben und auftrumpfen. Kürzlich im Flugzeug fühlte ich mich wegen meiner Priesterkleidung von manchem unfreundlich angeguckt und dachte: Jetzt halten sie dich auch für einen Pädophilen. Erst letzte Woche erhielt ich den Brief eines Cartellbruders. Er war mit seiner Familie zu Ostern an der Nordsee. Offenbar erkannte man ihn als einen Katholiken. Er wörtlich: „Ich werde nicht damit fertig, wie man mich am Strand beleidigt und beschimpfte. Von weitem rief man mir zu: ‚Du Pfaffe‘ – ‚Fettes Schwein‘ – ‚Kinderschänder‘ und anderes, das uns völlig fertig machte. Dein Mitbruder, der Pfarrer meiner Heimatgemeinde, berichtete mir, dass täglich widerwärtige Briefe bei ihm im Postkasten liegen würden.“

Nicht nur der unaussprechliche Vulkan auf Island spuckt Feuer und Schmutz. Doch wir dürfen nicht resignieren, in der Apathie des Selbstmitleids aufhören zu denken. So möchte ich denn an diesem Gnadenort mit Hilfe der Mutter Gottes möglicher Depression zu Leibe rücken und versuchen, das emotionale Tief gedanklich etwas aufzuhellen.

Zunächst hinsichtlich der Fakten: Inzwischen ruderten die Angreifer zurück. Sie mussten zugeben: Die Verbrechen sind nicht charakteristisch für katholische Priester. Solche Beschuldigung war nicht nur ungerecht, man konnte sie schlicht nicht belegen. Laut „Spiegel-online“ vom 16. 3. – Beschönigung ist bei dieser Quelle wahrlich auszuschließen – waren in den letzten 15 Jahren in Deutschland bei Missbrauchsfällen 0,1 % der Täter Priester. Anfangs hingegen tat man so, als sei die Ausnahme die Regel.

„Immer noch schlimm genug!“ sagen manche zu Recht. „Geweihete Diener Gottes, Repräsentanten unserer Glaubensgemeinschaft!“ Gewiss. Aber auch diesem Gram gilt es sich zu stellen. Er betrifft die Deutung der Fakten, einen zweiten Problemkreis. Wir sind nach unserm Kirchenbild gefragt. Für alle Wallfahrer hier, für die Glieder des CV, ist die Kirche die Mutter unseres Glaubens. Es schmerzt, wenn sie beschmutzt und hässlich dasteht, wenn sie angegriffen und verlacht wird. Dann fühlen wir die Wurzeln unseres Christseins bedroht. Der CVer weiß das aus den ersten Anfängen unseres Verbandes. Vor ca. 200 Jahren wurden die katholischen Universitäten geschlossen, der katholische Glaube angefeindet. Josef Görres schrieb 1838 seine Kampfschrift, den „Athanasius“. Er protestierte gegen den preußischen Absolutismus. – Johann Josef von der Burg hatte dann bei einem Fackelzug 1844 in Bonn die Idee, unter katholischen Studenten eine Gemeinschaft zu schaffen, denn – so sagte er später : „Eine Verbindung aus Gleichgesinnten aus allen Fakultäten würde die Glaubensfreudigkeit erhalten und stärken...“ Diese beiden Initiatoren reagierten klug auf eine Umwelt, die dem Katholizismus feindlich war. Sie erkannten die Kraft der Gemeinschaft, des Zusammenschlusses Gleichgesinnter. Soziologen wie Peter R. Hofstätter haben ihre Intuition später wissenschaftlich bestätigt. Darum ist es ein Segen, dass wir uns heute nach Kevelaer aufgemacht haben, um bei der Mutter Jesu die Gemeinschaft im gleichen Glauben zu feiern und zu vertiefen.

Freilich geht es Görres und von der Burg nicht um die Kirche als solche – als wäre sie Selbstzweck und nicht vielmehr Mittel auf dem Weg zu Gott. Für beide Männer dient sie der Stiftung und Festigung des Glaubens. Auch wenn die Kirche unsere geistliche Mutter ist und ohne sie unser Christsein zusammenstürzte wie ein Kartenhaus: die Kirche ist nichts weiter als eine – freilich unersetzliche – Dienerin.

Und ihr ist keineswegs einschränkungslose Heiligkeit verheißen – auch wenn wir sie zu recht im Credo als „heilig“ bekennen. Große Männer und Frauen der Kirche hatten immer wieder die Sündigkeit ihrer Glieder zu beklagen. Die heilige Prophetin Hildegard von Bingen schleuderte 1163 dem Dom- und Stadtklerus von Köln entgegen: „Ihr seid zu Boden geworfen und seid kein Halt mehr für die Kirche, entflieht vielmehr in die Höhe eurer Wollust. Gebunden an die Interessen von Geld und Eitelkeit unterweist ihr eure Untergeben nicht und erlaubt nicht einmal, dass sie bei euch Belehrung suchen...“ Ein Jahrhundert später reagierte der große Bischof von Paris, Wilhelm von Auvergne, mit kaum glaublicher Schärfe auf den Zustand der Kirche: „Wegen diesem entsetzlichen Unwesen der Verworfenen und Fleischlichen, die in solcher Menge die Kirche überfluten, dass vor lauter Spreu die andern in ihr verdeckt und unsichtbar sind, nennen die Häretiker die Kirche ein Hure und Babylon...“

Solche Zitate sind uns nicht mehr geläufig. Doch sie können uns helfen, der zentralen Botschaft näher zu kommen, die vielleicht in den kirchlichen Wirren unserer Tage liegt. Als Glaubende fragen wir uns ja bei allen Widerfahrnissen, den guten wie den bösen, was uns Gott wohl sagen will; welchen Hinweis er uns gibt, wenn ein dramatisches Geschick uns ereilt. Auch wenn die gefundene Antwort immer nur Stückwerk bleibt.

Seit dem Vaticanum II kreisen Lehre und Pastoral um das Stichwort Kirche: die Verkündigung, die Strukturdebatten, die Personalfragen, politisches und soziales Engagement. Wir denken – theologisch ausgedrückt – ekklesiozentrisch. Romano Guardini hatte schon um 1920 gesagt: „Die Kirche erwacht in den Seelen.“ Das war wirklich ein dringender Neuanfang. Doch auch Zutreffendes muss kippen, sobald es verabsolutiert wird. Der große Theologe Henri de Lubac sah schon bald nach dem Vaticanum II diese Gefahr. Er wurde Zeuge einer Diskussion zwischen einem Priester und einem Atheisten. In einem bestimmten Augenblick hätte der Priester – vielleicht ein wenig in die Enge getrieben – gesagt: „Was mich interessiert, ist nicht Christus, sondern die Kirche.“ De Lubac warnt darum nachdrücklich vor einer überzogenen, der gleichsam ausschließliche Fokussierung unseres Glaubens auf die Kirche. An die Stelle der Hinwendung zu dem unsichtbaren Gott träte die Gestaltung seines hier auf Erden greifbaren Werkes. Das wäre nicht nur ein fataler Etikettenschwindel für die Heilsbotschaft: Wir vertauschten nämlich den Weg mit dem Ziel. Schlimmer noch: Statt zu dem Du aufzublicken, das allein all unsere menschliche Sehnsucht erfüllen kann, bliebe uns nur die Nabelschau auf das individuelle und kommunäre Ich. Religion würde zur Selbstbespiegelung.

Nicht weniger verhängnisvoll ist, dass bei diesem Wechsel der Perspektive die sichtbare Kirche, die wie selber sind, ihr Göttliches verliert. Weltliches Denken wird bedenkenlos in sie eingebracht. Wir schalten unsere Wahrheits- und Wertkategorien denen der Gesellschaft gleich, verheiraten uns mit dem Zeitgeist. Einige Stichworte konkretisieren das Drama: Ehescheidung und Traditionsabbruch in der Glaubensweitergabe, fakultative Sonntagsmesse und Abschaffung der Beichte, Steuerhinterziehung und Embryonenexperimente, Abtreibung und Homosexualität. In all dem wird evident, dass Geist der Kirche und Geist der Welt niemals zur Deckung zu bringen sind. Da bleiben unüberwindbare Unterschiede. Görres und von der Burg kannten sie noch. Wir sind dabei sie zu übersehen. Wir merken demzufolge gar nicht – und das ist der tragische Aspekt – dass uns Gott abhanden gekommen ist. Denn gelegentlicher Ärger über den kämpferischen Atheismus der Humanistischen Union oder des Richard Dawkins bedeutet ja keineswegs, dass wir unser Leben mit Gott führen und von ihm leiten lassen.

Der Skandal der Sünde in der Kirche und der Hass der Welt gegen sie hat uns in den letzten Wochen erschüttert. Viele reden von ihrer Krise. Doch vielleicht liegt in all dem beklagenswert Bösen auch eine Botschaft für uns Glieder der Kirche. Dass wir den Blick von ihr weg und über sie hinaus wieder stärker auf ihren Gründer und Garanten richten. Darum würde ich statt des Ausdrucks „Krise“ lieber das Wort „Heimsuchung“ wählen – verstanden wohl als Schicksalsschlag, aber vor allem im Sinne eines Gnadenanrufs.

Josef Ratzinger alias Benedikt XVI. ist es, der schon seit langem die beste Antwort gibt auf die verfahrenere Lage unseres Christseins. Er hat als Theologe und erst recht von Anfang seines Pontifikats an unsern Blick auf die Mitte unseres Glaubens gerichtet, auf den allmächtigen Gott und unsern Herrn Jesus Christus. Er widerspricht fortwährend Heinrich Heine, der bekanntermaßen spottete „Den Himmel überlassen wir den Engeln und den Spatzen.“ Des Papstes Reden kreisen wieder und wieder um den ewigen Vater und seinen Sohn.

Bei seinen traditionellen Mittwochsaudienzen im Vatikan nahm er sich für Monate die verschiedenen Berufungsgeschichten der ersten Jünger und der großen Heiligen der frühen Christenheit vor. Mal für Mal nahm er so Gelegenheit, seinen Zuhörern Jesu Einladung in seine Nachfolge vorzutragen; die Versammelten geistlich zu Gott zu führen; eine persönliche Beziehung jedes römischen Pilgers zu Christus zu knüpfen. Einmal bot er eine neue Definition dessen an, was Glaube meint – eine Definition, die überrascht bei einem so gelehrten Kopf, wie er es ist und wie er es oft genug bewiesen hat. Er sagte: „Glaube – das ist Freundschaft mit Jesus“.– Später riskierte er, auf den Buchmarkt zu gehen und als Papst die Monographie „Jesus von Nazareth“ zu publizieren; das verwunderte Kenner, weil sich ein Papst bisher nicht der wissenschaftlichen Auseinandersetzung stellte.

2006 hatte er im Dezember wieder die Mitarbeiter der Vatikanischen Kurie eingeladen und gab den Rückblick auf seine Tätigkeit. Er tat es in seiner bestechend systematischen Art. Natürlich nahm seine Fahrt nach Bayern den gebührend hohen Rand in der Rede ein. Und er fasste seine tiefste Absicht für den Heimatbesuch in dem schlichten Satz zusammen: „Das große Thema meiner Deutschland-Reise war Gott.“ Eigentlich wäre Ihnen, meine Brüder und Schwestern, nun der ganze Abschnitt dieser seiner Ansprache vorzutragen: dass die Kirche vielerlei zu behandeln habe – die Fragen des Menschseins, die Probleme kirchlicher Gestalt und Ordnung sowie anderes mehr. Doch – so Benedikt – ihr eigentliches und in gewisser Weise einziges Thema habe „Gott“ zu sein. Schon angesichts der Tragödie, die uns in der Gott-Vergessenheit der westlichen Welt begegne. Er sei davon überzeugt, dass sich alle Einzelprobleme des Menschen von heute auf die Frage nach Gott zurückführen ließen.

„Darum ging es mir“, so fuhr er fort, „in meiner Reise nach Bayern vor allem darum, das Thema ‚Gott‘ groß herauszustellen, auch eingedenk der Tatsache, dass in manchen Teilen Deutschlands eine Mehrheit von Ungetauften lebt, für die das Christentum und der Gott des Glaubens der Vergangenheit anzugehören scheinen.“ Auch Jesus habe in seiner irdischen Tätigkeit vor allem Gott und sein Reich verkündigen wollen. Reich Gottes sei ja nicht der Verweis auf etwas in unbestimmter Zukunft Kommendes; nicht die „bessere Welt“, die wir durch unsere eigene Kraft zu schaffen versuchten. In dem Ausdruck „Reich Gottes“ sei das Wort „Gott“ – grammatikalisch recht bestimmt – der „Genitiv des Subjekts“. Das bedeute: „Gott ist nicht eine Zutat zum ‚Reich‘, die man vielleicht auch weglassen könnte. Gott ist das Subjekt. ‚Reich Gottes‘ heißt in Wirklichkeit: Gott herrscht. Er selbst ist da und ist bestimmend für die Menschen in der Welt. Er ist das Subjekt, und wo dieses Subjekt fehlt, bleibt nichts von der Botschaft Jesu übrig. Darum sagt Jesus: ‚Es – das Reich Gottes – ist mitten unter euch‘ (vgl. Lk 17,20f.). Es wird da, wo Gottes Wille geschieht. Es ist da, wo Menschen sich seiner Ankunft öffnen und Gott in die Welt einlassen. Darum ist Jesus das

Reich Gottes in Person: der Mensch, in dem Gott in unserer Mitte ist und durch den wir Gott anrühren, in die Nähe Gottes kommen können. Wo dies geschieht, wird die Welt heil.“

Schwestern und Brüder im Glauben, liebe Cartell- und Bundesbrüder.

Wir sind keine Rationalisten, nicht gefühllose Intellektuelle. Sie haben ein Herz und verstecken es nicht. Unsere Lieder, unsere Farben, unsere *Amicitia* bekunden es. Auch das Prinzip *Religio* hat bei uns keine Angst vor Emotionen. Deshalb sind wir heute zur Mutter Jesu nach Kevelaer gekommen. Das Evangelium der Wallfahrtsmesse versicherte uns neu, dass der Herr seinem Lieblingsjünger Johannes Maria am Kreuz zur Mutter gegeben hat. Mit ihr wollen wir zu dem gehen, den sie neun Monate unter ihrem Herzen trug. Sie möchte wie niemand sonst unsere ganz persönliche Bindung an Jesus; damit inmitten der gegenwärtigen Wirren unser Glaube die vom Papst gewünschte Qualität bekomme: Freundschaft mit Jesus zu sein.